

Heil werden

Adventskalender 2025

Regine Radermacher

1. Dezember

**„Die Gegenwart, die nur sich selber kennt, ist das pure Gefängnis.“
(Fulbert Steffensky: ‚Er herzte sie und legte ihnen die Hände auf, Markus 10, 13-16‘ ab Seite 169 in: Schwarzbrot-Spiritualität, Radius Verlag Stuttgart, 2010, S. 169))**

Niemanden aus dem Leserkreis wird es besonders verwundern, dass es schon wieder Zitate eines hochgeschätzten theologischen Lehrers sind, von denen sich dieser Kalender nährt. Vielleicht jedoch dies: dass es ausgerechnet die Auslegung des Markustextes über die Kindersegnung ist, der mich in diesem Jahr förmlich in ihren Bann zog.

Bleiben wir jedoch fürs Erste bei dem obigen Satz. Jeder von uns, der die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse betrachtet, mag wohl die Feststellung bestätigen, wie wenig erfreulich die Gegenwart als solche sei. Ich brauche nicht alle Probleme aufzuzählen, die mir in den Sinn kommen. Vielleicht nur dies eine: Eine Welt, die sich darin gefällt, die Technologie des Machbaren über alles andere zu erheben, stellt sich wohl selbst ein Bein. Offenbar wird das bereits von aufrichtig resümierenden Personen konstatiert, doch scheint niemand in Politik und Wirtschaft an Wahrheiten interessiert zu sein.

Gleichwohl bedeutet der Satz nicht, wir sollten lieber im nostalgischen Gedenken an vermeintlich bessere Zeiten verharren, als uns mit der Gegenwart auseinanderzusetzen. Noch scheint es angebracht, uns mit der Statistik zu begnügen, dass wir ja wohl doch in glücklichen Zeiten leben, da Umfragen uns dies nahebringen wollen.

Wir sind Menschen, die aus einer Vergangenheit kommen, ja vielleicht in manchen Fällen sogar von ihr zehren, weil sie uns Brot mit auf den Lebensweg gab, von dem wir uns nähren konnten. Oder es war uns möglich, uns aus ihr zu befreien, weil sie uns beschwerte. Und jene, die das nicht vermochten, konnten sie hinter sich lassen, oft unter großen Leiden. Uns eint jedoch, dass wir auch eine Zukunft vor uns haben, die uns aus dem Gefängnis der Gegenwart befreien will und kann.

Von dieser Befreiung wird im Nachfolgenden die Rede sein. Einem Zuspruch Gottes an uns, wie er in jenem Text von Christus über den Kindern gesagt wird. Und der die verschiedensten Aspekte unseres Menschseins beleuchtet, wie kaum ein anderer. Der unsere Erfahrungen und unsere Zweifel aufnimmt und uns durch seine Gegenwart beschützt. Ein Zuspruch, der uns in Wahrheit heil machen kann.

2. Dezember

„Jesus setzt die Kinder in die Mitte seiner Beachtung, und damit führt er die Tradition der parteilichen Liebe Gottes fort.“ (Steffensky, S. 170)

Kindern Beachtung zu schenken war zu jenen Zeiten alles andere als normal. Selbst bei den Juden, bei denen doch die Geburt von Knaben als Segen betrachtet wurde, galten sie als rechtlos und niedrig. Bedroht waren sie immer als erste durch Angst, Gewalt, Hunger und Krankheit. Und in manchen Gesellschaften betrieb man die Familienplanung durch Abtreibung, Tötung und Kastration.

Wenn heute aus Flüchtlingslagern oder Kriegsgebieten berichtet wird, zeigt man gern die verwundeten Frauen und verhungerten Kinder. Wir schauen mit Entsetzen hin, spenden für Hilfsorganisationen und sind zufrieden damit, unsere Kinder besser zu behandeln und zu beschützen. Aber tun wir das? Ist die Tatsache, sie zur Schule zu bringen oder sie mit Handys auszustatten, damit wir ihren Verbleib kontrollieren können, ein wirksamerer Schutz?

In der Geschichte, die Markus erzählt, geht es um ein tatsächlich vollkommen anderes Verhalten, als es die Umgebung zeigt. Nicht der Status der Kinder wird verändert, nicht ihre Bedeutung für das Menschsein hervorgehoben, sondern an ihnen demonstriert, dass Gott auf der Seite der Niedrigen und Herabgewürdigten steht. Es zeigt, seine Liebe ist parteilich, steht nicht auf der Seite der Starken und Mächtigen. Auch nicht auf der Seite jener, die die Macht über Kinder und andere Menschen ausüben.

Dabei kommt mir ein ketzerischer Gedanke: Haben wir die Würde der Kinder deshalb so hoch gehängt, damit wir nicht mehr gezwungen sind, auf Herabgewürdigte aufmerksam zu schauen? Wenn wir von Menschenrechten sprechen und andere davon reden hören, wie ernst ist es uns dann damit, dass jene Personen in die Mitte unserer Beachtung treten?

Oder sind wir, was unsere Kinder betrifft, einfach auf der anderen Seite vom Pferd gefallen, schätzen wir sie in ihrer Bedeutung so hoch ein, dass sie jetzt unserer Aufmerksamkeit nicht mehr in dem Maße bedürfen? Sehe ich Mütter mit dem Smartphone in der Hand ihre Kinderwagen schieben, kommt mir schon einmal dieser Gedanke.

Aber wir Älteren sollten da kaum mit Steinen werfen, kann ich mich doch erinnern, mit einem Buch in der Tasche zum Kinderspielplatz gegangen zu sein, um nicht im Sandkasten sitzen oder mit anderen Müttern die Entwicklungsschritte der Kleinen vergleichen zu müssen.

3. Dezember

„Das Grundgesetz des Lebens lautet so: das Beste des Lebens ist nicht Produkt deiner eigenen Hände, es wird dir geschenkt, und du musst es empfangen.“ (Steffensky, S. 170)

Dies ist es, was an niemandem besser deutlich wird als an Kindern: noch ist nichts das Produkt ihrer Hände, noch sind sie ganz darauf angewiesen, zu empfangen. Sie bedürfen der Beachtung, der Nahrung des Schutzes für ihr angreifbares und fragiles Dasein. Und das nehmen sie an, ganz natürlich, weil es ihrem Leben dient.

Wir Erwachsenen haben es fast vergessen, dass wir genauso angewiesen sind auf jene Geschenke, wie die Kleinen. Denn Liebe, Freundschaft und Vergebung müssen wir uns schenken lassen, wir können sie nicht hervorbringen, produzieren, entstehen lassen wie die hochgeschätzte Technologie.

Hat das Handy oder die Tablets, die PCs oder andere Kommunikationsmittel uns in der Zeit der Abgeschiedenheit der Pandemie gerettet vor dem Gefühl der Einsamkeit und des Verlassenseins? Offenbar nicht, denn sonst träten die damit verbundenen Depressionen vor allem bei jungen Menschen jetzt nicht so deutlich zutage.

Gewiss, ein kleines Maß an Verbundenheit konnte durch diese Mittel aufrechterhalten werden, aber es hat nicht genügt. Nicht genügt, um den menschlichen Hunger nach Liebe und Freundschaft zu stillen, den wir in uns tragen, seit wir durch die Liebe anderer zur Welt kamen. Und je autonomer wir in unserem Leben geworden sind, umso schwerer fällt es uns, Geschenke von anderen anzunehmen, ohne gleich an Gegengeschenke denken zu wollen.

Steffensky schreibt, in zwei Augenblicken seien wir am wenigsten Meister unserer selbst: im Augenblick der Geburt und im Augenblick unseres Todes. Ich füge hinzu, selbst dann, wenn wir den Zeitpunkt des letzteren selber wählen wollen, sind wir nicht jene, die unseren Zustand bestimmen. Er nennt es einen Zustand der Gnade, in dem wir am dichtesten bei Gott sind.

Als ich vor vielen Jahren bei meiner seelsorgerlichen Tätigkeit im Altenheim zum ersten Mal mit einer sterbenden, alten Dame konfrontiert wurde, wachte ich mit Zittern und Zagen an ihrem Bett. Furcht erfüllte mich vor dem Sterben selbst, aber auch die Erwartung, in ihrer Nähe zum ersten Mal die Gegenwart Gottes spüren zu dürfen, weil er es versprochen hat. Was ich gespürt habe, weiß ich nicht, nur dass ich seltsam getröstet nach Hause ging.

4. Dezember

„Wehe, wenn man nur erkannt wird, weil man sich selbst kenntlich gemacht hat! Wehe, wenn man nur angesehen wird, wenn man sich selber ansehnlich gemacht hat! In einer solchen Gesellschaft könnte man nicht Kind sein, nicht alter Mensch, nicht Kranker, nicht Behinderter und nicht Sterbender.“ (Steffensky, S. 172)

Doch erscheint es mir manchmal so, als lebten wir bereits in einer solchen Gesellschaft. In der ein Mensch, der sich einen Namen gemacht hat, alles Mögliche beginnen kann, ohne dass ihm Steine in den Weg gelegt werden. Er kann ein Buch schreiben, überflüssige Produkte im Internet anpreisen oder schlicht irgendwelche Bilder auf Messengerdiensten veröffentlichen. Wichtig ist nur die Beachtung, die er findet, die Klicks und der Beifall. Die ihm von einer Menge Menschen gezollt werden.

Kann jedoch eine Person davon zehren? Ja, unter Umständen kann sie damit sehr viel Geld verdienen, das mag sie mit Befriedigung erfüllen. So erscheint es für manche Jugendlichen erstrebenswert, entweder ein gutbezahlter Profifussballer zu werden oder sich als Influencer in südlichen und luxuriösen Gefilden häuslich niederzulassen.

Doch der Autor unserer Zeilen zweifelt offenbar daran, dass ein solcher Zustand genug Nahrung für die menschliche Seele bietet. Anders ist sein zweifacher Wehe-Ruf nicht zu verstehen. Denn für die meisten von uns erschöpft sich ihr Dasein nicht in einem gesunden Leben, in dem sie genug Geld und Ansehen anhäufen, um glücklich zu sein und zu bleiben.

Ich entsinne mich aus meiner Berufstätigkeit an einen jungen Auszubildenden in der Altenpflege, der mit dem Markt der Newtechnologie ein Vermögen gemacht hatte, das er kurz darauf in rasanter Geschwindigkeit wieder verlor. Ob die Ausbildung und die Tätigkeit als Altenpfleger ihm jenen Sinn schenkte, der ihn dauerhaft befriedigen konnte, entzieht sich meiner Kenntnis. Für mich jedoch war die Tätigkeit in der Pflege und später in der Ausbildung Pflegenden immer eine Quelle großen Glücks.

Zuletzt jedoch wurde in diesem Jahr auch meine Sicherheit durch den Einbruch einer Krankheit recht erschüttert. Umso mehr leuchten mir die obigen Sätze ein. Wenn wir alt, krank und behindert sind brauchen wir mehr als alles andere die Gewissheit, dass Menschen uns sehen, ja uns bereits gesehen haben. Nicht in Mitleid, sondern in Liebe, die das Leben wertvoll macht. In der wir Ansehen und Würde genießen.

5. Dezember

„Wir sind, weil wir schon vor aller eigenen Liebenswürdigkeit geliebt sind. Unser Name ist schon in die Hand Gottes geschrieben, ehe wir uns namhaft gemacht haben.“ (Steffensky, S. 172)

Welche Erleichterung, welches Aufatmen, was für ein Glück liegt in diesen Worten! Wir sind nicht darauf angewiesen, dass wir tausende von Klicks für uns versammeln, das wir immer fröhlich und liebenswürdig erscheinen, auch wenn uns danach nicht zumute ist. Nicht unser Tun oder Lassen entscheidet über die Liebe, die uns zuteilwird. Wir wurden zuerst geliebt, lange bevor unsere Eltern es taten. Oder uns mit Gleichgültigkeit oder Ärger betrachteten.

Ein gewaltiger Trost liegt in dieser Wahrheit. Einer, der gerade solche Personen aufrichten kann, die in ihrer Jugend nicht in liebevoller und freundlicher Umgebung aufwuchsen. Manchmal ist mir nur schwer begreiflich, dass eine solche Zusage nicht die Adressaten findet, die sie finden müsste. Sollten wir uns nicht alle nach diesem Glück ausstrecken, das alles andere als selbstverständlich ist?

Wenn ich heute mit meiner Schwester zusammensitze und wir über unser Elternhaus sprechen, äußert sich bei uns beiden die große Dankbarkeit, die wir für unsere Erziehung empfinden. Für die Gespräche am Mittagstisch, die politische und gesellschaftliche Themen der 50er und 60er Jahre einschlossen. Die keines der brennenden Probleme tabuisierten, mit denen wir uns als Heranwachsende herumschlugen. Wir wurden gesehen, mit uns wurde gesprochen, wir wurden nicht darauf getröstet, dass wir alles erklärt bekommen, wenn wir einmal erwachsen sein würden.

Als ich in Düsseldorf einen Gesprächstermin wahrnehmen musste, kam ich zu früh und vertrieb mir die Zeit mit einer Limonade in der gegenüberliegenden Imbissbude. Ein kleines Mädchen von ca. fünf Jahren am Nebentisch traktierte seine Mutter mit tausend ‚Warum‘ Fragen. Offenbar war dies der Mutter lästig, sie antwortete nur kurz und ausweichend. Obwohl ich sie verstehen konnte, lag mir auf der Zunge zu sagen: „Besser, Sie antworten ihr, irgendwann hört sie zu fragen auf.“ Natürlich habe ich es hinuntergeschluckt, weil ich gelernt habe, dass man sich in die Erziehung anderer nicht einmischt.

Ob diese Mutter und ihr Kind mir freundlich erschienen, erinnere ich nicht. Doch weiß ich sicher: auch sie werden geliebt, noch bevor sie eine Liebenswürdigkeit an den Tag legen konnten. Ihr Name steht genauso in Gottes Händen wie der meine.

6. Dezember

„Nein, wir werden geliebt, ehe wir entscheidungsfähig für diese Liebe sind.“ (Steffensky, S. 172)

Mit diesen Worten weist Steffensky die Zumutung zurück, man dürfe Kinder erst taufen, wenn sie sich selbst für den Glauben und die Kirche entscheiden können. Gerade dies, so meint er, sei nicht der Sinn, der in der Taufe angelegt sei. Sondern es sei gerade die Zusage einer völlig unverdienten und voraussetzungslosen Liebe, die ihnen damit auf den Weg gegeben wird. Ehe sie sich selbst einen Namen gemacht haben, wird ihnen im Namen Gottes seine Liebe ans Herz und auf die Stirn gelegt.

In manchen Gemeinden werden Tauferinnerungsgottesdienste gefeiert. Das halte ich für einen wunderbaren Gedanken. Denn vielleicht müssen wir auch noch im Erwachsenenalter öfter daran erinnert werden, dass es eine Liebe gibt, die uns durch das Leben trägt, ohne dass wir etwas dazu beigetragen hätten. Es gibt viele solcher Augenblicke, in denen wir der heilsamen Erinnerung bedürfen.

Es mögen Momente sein, in denen bei uns der Zorn die Besonnenheit beiseite fegt. In denen wir Maßstäbe anlegen an unsere Umwelt, die selbst zu erfüllen wir kaum imstande sind. Bei mir sind es die Augenblicke, in denen ich mit der Ungerechtigkeit und der Unduldsamkeit von Menschen oder politischen Entscheidungen konfrontiert werde. Wie meinen Ärger über die neue Abschiebepolitik, mit der die herrschenden Parteien den Rechtsradikalen hinterherlaufen. Nur dass sie dadurch keine Stimme zurückgewinnen, da die Wähler meist auf das Original zurückkommen.

Zu schaffen machen mir jedoch vielleicht noch mehr jene Momente, in denen ich mir bewusst werde, was ich selbst an Zuwendung und Liebe zu geben versäumt habe. Wie bei jener Bekannten, mit der ich mich jahrelang monatlich zum Schreiben traf, sie auch in schwierigen Zeiten begleitete, dann aber bei ihrem letzten Anruf nur zögerlich reagierte. Ja, ihn eigentlich nahezu verdrängte, weil mir nach längerer Zeit eine erneute Kontaktaufnahme zu schwierig schien.

Dann wurde sie schwer krank, wovon ich nichts wusste und vor kurzem erschüttert von ihrem viel zu frühen Tod vernahm. Zwar konnte ich ihrer Beerdigung beiwohnen, doch peinigte mich mein Gewissen, dass ich kein offenes Ohr für sie gehabt hatte. Einzig mein Empfinden an ihrem Grab, dass sie nun in der voraussetzungslosen Liebe geborgen ist, die es auch für mich gibt, hat mich getröstet.

7. Dezember

„Das Reich Gottes selber wird in dieser Interpretation mit dem Kind verglichen. Es kommt daher schwach und gewaltlos.“ (Steffensky, S. 172)

„Wer das Reich Gottes nicht empfängt wie ein Kind, der wird nicht hineinkommen.“ Auf diesen Satz bezieht sich obige Aussage. Das muss nicht nur für die Jünger damals ein großes Ärgernis gewesen sein. Gewaltlos soll das Reich Gottes erscheinen? War nicht in den alten Psalmen und bei den Propheten die Rede davon, dass Gott ein Herr der Heerscharen ist, der die Hochmütigen niederwirft? Hat nicht noch Jesu Mutter Maria eben dies besungen, als sie von ihrer Schwangerschaft erfuhr?

Er erhebt die Niedrigen, so sang sie. Meinte sie damit auch die Kinder, die recht - und ehrlos auf den Schutz der Menschen angewiesen sind? Und wie-so soll man nun das Reich Gottes annehmen, als nehme man ein Kind auf? Muss es denn geschützt werden? Und wie soll das durch uns geschehen, die wir doch täglich vor Augen haben, wie wenig wir zum Besseren verändern können?

Genau so ist es, meint der Autor. Gerade die Tatsache, dass Gottes Reich nicht mit Gewalt einhergeht, nicht einfach die Herrschenden von ihren selbstgezimmernten Thronen fegt, wie es uns ausgezeichnet in unser Weltbild passen würde, nimmt uns in die Verantwortung. Wir sind nicht Spielpuppen eines strippenziehenden Gottes, der uns dort hinbugsirt, wohin er uns haben will. Sondern er hat uns die Fähigkeit zur Entscheidung verliehen. Einer Entscheidung, die auf seine Liebe antworten kann oder es eben nicht tut.

Obwohl diese Liebe nicht endet, nur weil wir nicht auf sie antworten, sind wir nicht aus der Verantwortung entlassen. Das ist immer wieder eine Zumutung an uns, vor der wir uns nicht drücken können, auch wenn wir wollen. Zumal es oft schwierig ist, zu entscheiden, wie denn eine in Gottes Augen angemessene Antwort aussehen könnte. Wie wir sie in unserem Alltag umsetzen sollen, was Recht und Unrecht bedeuten.

Die Schwachen und Gewaltlosen zu schützen ist uns aufgetragen. Auch gegen den Willen der Mehrheit unserer Mitmenschen. Wie zynisch erscheint es da, wenn Verfolgten Geld angeboten werden soll, damit sie nicht in unser ach so wirtschaftlich angeschlagenes Land kommen, um den Mitbürgern die Arbeit, die Sicherheit oder gar die Lebensunterstützung fortzunehmen. Ich hätte nicht für möglich gehalten, dass ich einmal mit Angela Merkel sprechen würde: „Dann ist das nicht mehr mein Land.“

8. Dezember

**„Die Gnade macht uns stark, zu Mitarbeitern des Reiches, zu Vätern und Müttern unseres schutzbedürftigen und liebesbedürftigen Gottes.“
(Steffensky, S. 173)**

Auch heute noch können sich die meisten Menschen nicht damit anfreunden, dass so von Gott gesprochen wird: als einem schutz- und liebesbedürftigen. Hört sich das nicht so an, als vermenschlichten wir den, der als der Herr aller Herren im Alten Testament besungen wird? Und sind nicht tief in uns die Hoffnungen angelegt, die sich auf einen unbesiegbaren Macher richten, der zur rechten Zeit kommen wird, um alles wieder ins Lot zu bringen, was wir selbst so lange schon verdorben haben? Schaut man sich die politischen Wendungen in vielen Ländern an, so scheinen solche Erwartungen geradezu aufzublühen und emporzuspießen.

Da bildet diese Vorstellung von Gott geradezu ein Ärgernis in schwierigen Zeiten. Könnte es damit zusammenhängen, dass unsere Kirchen so leer werden? Weil wir einen Gott wollen, der stärker ist als wir, der wie ein Zauberer unsere Grenzen sprengt und uns damit zu Recht bringt?

Doch offenbar sollen wir es sein, die stark genug sind, um Mitarbeiter Gottes zu sein. Ein verwegener Anspruch, wie ich finde. Die Zuwendung zu uns und der darin enthaltende Freispruch, den der Autor hier Gnade nennt, soll Grund genug sein, um tatkräftig zu werden.

Doch stellt sich uns immer wieder die Frage, worin sollen sich denn unsere Taten ausdrücken? Wie werden wir Mitarbeiter des Reiches Gottes? Sind die Spenden an „Brot für die Welt“ oder die „Welthungerhilfe“ genug? Oder soll ich dem Obdachlosen mehr geben als einen warmen Schlafsack im Winter? Wird er meine Geldzuwendung nicht in Alkohol umsetzen, der ihm nur schadet?

Ich habe durchaus im Ohr, dass es beim Propheten Jesaja heißt, wir sollen dem Hungrigen unser Brot brechen und den Obdachlosen in unser Heim aufnehmen. Aber das kann ich nicht. Von früher entsinne ich mich, dass unser jüngerer Bruder eine solche Aufforderung an unsere Mutter stellte, einen Bekannten bei sich zu beherbergen. Und der über Mutters Weigerung die Nase rümpfte und etwas davon murmelte, da sei es mit der christlichen Einstellung ja nicht weit her. Heute verstehe ich Mutter besser als früher.

Es reicht offenbar nicht, von der Gnade und ihrer stärkenden Wirkung zu hören, man muss ihr auch vertrauen. Das ist nicht immer leicht.

9. Dezember

**„Gott wird die Seelen unserer Kinder aus unserer Hand fordern.“
(Steffensky, S. 174)**

Dieser Satz trifft mich wie ein Hammer. Was bedeutet er? Ich verstehe ihn so, dass unsere Verantwortung den nachfolgenden Generationen gegenüber schwer wiegt in Gottes Verständnis. Dann würde ‚Mitarbeiter sein‘ zunächst verstanden werden müssen als die Verpflichtung, etwas weitergegeben zu haben von der Hoffnung und der Zuversicht, von der ich selbst lebe und gelebt habe.

Habe ich meinen Kindern genug erzählt von dem Vertrauen, das mich mein Leben hindurch getragen hat? Selbst wenn es abseits der gewohnten und von anderen erwünschten Pfade verlief? Habe ich genug getan, um eine glaubwürdige Zeugin sein zu können in den Augen meiner Kinder und Enkel? Ich weiß es nicht, kann es nicht beurteilen.

Auch auf die Gewissheit hin, mich zu wiederholen, in unserer Großmutter fanden wir als Kinder eine äußerst glaubwürdige Erzählerin von der Liebe Gottes. So großes Vertrauen, wie sie in ihren Herrn setzte, als sie seinem Ruf ins ferne Indonesien folgte, als sie unter Tränen ihren Erstgeborenen verlor und später ihre zweite Tochter allein nach Deutschland zurückschicken musste, blieb uns eindrücklich im Gedächtnis. Bis zu ihrem Tod spiegelte sie uns durch ihre Güte die Liebe Gottes wider.

So gern ich im Alter etwas gütiger geworden wäre, wie es in früheren Jahren mein Wunsch war, so schwerfällt es mir heute, da ich älter geworden bin, diese mir selbst gestellte Verpflichtung einzulösen. Aus meinem Verhalten werden die Enkel nicht auf die Güte Gottes schließen können, was ich durchaus bedauere. Zu schwer belasten mich menschliche Dummheit und Unduldsamkeit, als dass ich darüber nicht oft zornig werden könnte.

So schlucke ich mühsam an der Arroganz der Politiker, die vor Krieg und Grausamkeit geflüchteten Menschen vorschreiben wollen, was ihre ‚patriotische Pflicht‘ sei. Personen, die sich mit ihren Familien bei uns unter großen Problemen ein Leben aufbauten, weil ihres in der Heimat bedroht war. Die nun wieder abgeschoben werden sollen in ein komplett zerstörtes Land, damit sie es neu errichten.

Doch wie kann ich trotz meiner Wut die Zuversicht bezeugen, dass über menschlicher Dummheit und Arroganz noch nicht das letzte Wort gesprochen wurde? Denn darauf vertraue ich mit jeder Faser meines Seins.

10. Dezember

„Wir sind unseren Kindern die Geschichten der Freiheit und der Rettung des Lebens schuldig. Lassen Sie uns darüber reden, wie wir die Hoffnung an unsere Kinder und Jugendlichen weitergeben können, von der wir selber leben!“ (Steffensky, S. 174)

Ja, wie nur, frage ich mich oft. Die Geschichten meines eigenen Lebens erzähle ich häufig und gern, ob man jedoch durch sie hindurch etwas von Freiheit und Rettung ahnen kann, kann ich kaum beurteilen. Und doch betrachte ich sie in der Rückschau genau so. Gerade die Umwege meines Lebens, die in den Augen anderer sicher als Abwege gelten müssen, ließen mich den Geruch der Freiheit schnuppern. Und Rettung bot mir ein Mensch mit seiner treuen und fürsorglichen Liebe.

In der Tat hoffe ich, dass nachfolgende Generationen dies begreifen können, dass auch in schwierigen Zeiten mein Vertrauen auf Gott nur wenig beschädigt wurde. Zwar musste ich mich schon an Menschen wenden, die mir die Zuwendung Gottes bestätigten, allerdings geschah dies mit überzeugenden Worten.

Als ehemalige Pastorenfrau besaß ich keinen Beruf und musste Neues lernen. Die meisten Menschen auch in kirchlicher Umgebung hielten meine Ausbildung in der Altenpflege für einen ‚sozialen Abstieg‘. Der Freund eines guten Freundes kommentierte dies anders. Er sagte: „Ach, dann treiben Sie jetzt praktische Theologie.“ Selten war ich über eine Bemerkung so dankbar, denn sie traf genau das, was ich fühlte, so aber nicht hätte formulieren können.

Später in der Funktion als Dozentin für Auszubildende könnte es mir ansatzweise gelungen sein, etwas von meiner Hoffnung an die engagierten jungen Menschen weiterzugeben. Denn ich erlebte sie, wie sie sich trotz der widrigsten Umstände voller Freude jenen Menschen widmeten, die ihnen anbefohlen waren. Ohne dabei das süße Gefühl der Macht auszukosten, das so oft das Bild der Pflege, insbesondere das der Altenpflege, zum Zerrbild einer Vision macht, die den meisten Menschen nur noch Grauen einflößt.

Hoffnung weiterzugeben bedeutet für mich, auch jene anzublicken, vor denen ihre Lehrer die Augen lieber geschlossen hielten. Ihre Gaben aufzuspüren, mit denen sie selbst an aufrechter Haltung gewinnen konnten und in ihrem Beruf Anerkennung erhielten. Denn das alles geschieht ja nicht nur aus einem humanistischen Geist, sondern aus der Gewissheit, dass uns einer ansieht und liebt vor allem unserem Verdienst.

11. Dezember

**„Man kann etwas lehren und erzählen, weil man es kann und liebt.
Man kann etwas lehren und erzählen, weil man etwas vermisst und daran leidet, dass man es vermisst.“ (Steffensky, S. 175)**

Den ersten Satz kann ich aus meiner beruflichen Tätigkeit voll unterschreiben. Noch heute erzähle ich gern von Patientinnen und Bewohnerinnen, die ich pflegen durfte und von denen ich genauso lernen konnte wie von jenen, die ich in meiner Zeit als Seelsorgerin betreute. Vielleicht ist dies ein Teil des Erbes, dass mir unsere Großmutter mitgab: den Geschichten jener Menschen zu lauschen und voller Respekt und Zuneigung den Umgang mit ihnen zu pflegen.

Denn jene Menschen taten das, was Steffensky hier beschreibt: Sie erzählten die Geschichten ihrer Erfolge und ihres Glücks, wobei es immer um die Begegnung mit anderen Personen ging. Solchen nämlich, die ihnen Anstöße gaben, Hoffnung zu schöpfen und neues zu beginnen, sich selbst und Gott zu vertrauen und ihre Wege zu verfolgen.

Nicht selten kamen auch die Ereignisse des Scheiterns und der Trauer zur Sprache, ohne die die hellen Seiten des Lebens kaum erfahrbar wären. Dabei ist es für den Zuhörer nicht von großer Bedeutung, ob jemand sich die Ursachen solcher Geschehnisse selbst oder anderen zurechnet. Aus beiden Sichtweisen kann jener für sich seine Lehre ziehen.

Beim zweiten Satz ist mir schon ein wenig mulmiger. Denn wenn ich etwas vermisste und unter diesem Zustand leide, drückt sich das in der Erzählung häufig als himmelschreiender Ärger aus. Im wahrsten Sinne des Wortes schreit meine Verzweiflung zum Himmel. Wenn ich sehen muss, wie den ärmsten Menschen auch das wenige zum Leben noch genommen oder dramatisch verteuert werden soll, womit sie ihr Leben fristen. Wenn ich zuschauen muss, wie die Gier einiger Ultrareicher den Planeten plündert, so dass die Nachkommen um ihre Existenz fürchten müssen.

Ich weiß, dass wir auch zu jenen gehören, deren Lebensstil ein Überleben in anderen Ländern nahezu unmöglich macht. Und dass mein Bemühen um ein besseres Verhalten manchmal im Ansatz stecken bleibt. Ebenso ist mir bewusst, dass der Ausdruck von Ärger kein guter Ansatz ist, um zu erzählen oder gar zu lehren, worunter ich leide. Doch kann ich vielleicht noch von anderen erfahren, wie ich mit jenem Leid so umzugehen vermag, dass jüngere Menschen verstehen, was ich ausdrücken möchte.

12. Dezember

**„Sie (die Kinder, die Verfasserin) brauchen uns als Menschen, die etwas vertreten, an etwas glauben, und etwas wollen. Sie brauchen unser Gesicht, sonst könnten sie sich selbst an uns nicht erkennen, nicht abarbeiten, nicht ihren eigenen Lebensentwurf am fremden probieren.“
(Steffensky, S. 176)**

Weder mein Gesicht noch meine Emotionen konnte ich je verbergen, wenn mich etwas erfreute oder mir etwas querlag. Das kann ein Segen, aber auch ein Fluch sein. Bereits in meiner Jugend wurde ich wiederholt von Lehrern oder sonstigen Erwachsenen aufgefordert, mein Gesicht zu einem Lächeln verziehen zu sollen. Tat ich auch, wenn mir danach zumute war. Aber das geschah meiner Umwelt zufolge nicht häufig genug. Interessanterweise kamen solche Aufforderungen nicht von meinen Eltern.

Später sagten verständige Personen gelegentlich, sie könnten gut damit umgehen, dass man bei mir immer wisse, woran man sei. Und ich vermute, auch meine Kinder haben von dieser Tatsache profitiert. Manchmal wurde mir sogar mitgeteilt, es sei leichter, mit mir umzugehen, wenn man mich um etwas bäte, weil man die Aufrichtigkeit meiner Antwort nicht bezweifeln müsse. Wie dies offenbar bei anderen der Fall sein kann.

So hoffe ich, dass sie auch durch meine unterschiedlichen Tätigkeiten und die vielen Gespräche, die wir führten, sich ganz darüber im Klaren sind, was ich vertrete und woran ich glaube. Wie es in meinem Elternhaus geschah, so auch bei uns: am Essenstisch wurde nach dem Gebet über alles geredet, was das Herz beschwerte oder erfreute.

Ich vermute, die obigen Sätze sind auch und gerade an jene Eltern und Erwachsene gerichtet, die der Ansicht sind, sie müssten sich in ihren Äußerungen den Anschauungen der Jugend um jeden Preis anpassen. Das wäre eine völlig verquere Vorstellung von Erziehung. Die Jugend muss sich an den Erwachsenen abarbeiten, sagt der Autor, denn dies ist das Ziel jedes Erwachsenwerdens. Die eigene Vorstellung abschleifen an der der Älteren, wie wir es auch taten in den 50er und 60er Jahren.

Gerade heute scheint dies umso wichtiger, als die Nachwachsenden wenig wissen von menschenverachtenden Regimen und daher leicht den Rattenfängern ins Netz gehen. Aufklärung und eigenes Bekenntnis ist daher für die jüngeren Generationen unerlässlich. So scheint es begrüßenswert und höchste Zeit, dass eine Initiative jetzt bei Tiktok Informationen über den Holocaust einstellen will.

13. Dezember

**„Lehrersein heißt zeigen, was man liebt und was einem wichtig ist.“
(Steffensky, S.176)**

Lehrerin wollte ich nie sein, oder bessergesagt nicht mehr seit Kindertagen. Es schien mir mühsam, eine quirlige Kinderschar im Zaum zu halten, was ich oft mit zwei kleineren Geschwistern und Cousin und Cousine im gleichen Alter tun musste. Besonders die Martinszüge sind mir aus jener Zeit nicht gerade in angenehmer Erinnerung, weil mindestens einem von den Vieren die Laterne abfackelte. Und kein Erwachsener uns begleitete.

Zeigen was ich liebte konnte ich an den Abenden im Kinderzimmer vor dem Einschlafen, wenn ich meine Geschwister mit Abenteuergeschichten beglückte. Es machte mir nichts aus, wenn ich nach kurzer Zeit an ihrem regelmäßigen Atmen vernahm, sie seien selig ins Land der Träume entwichen. Ich merkte mir die Stelle meiner Erzählung mit dem Vorsatz, am nächsten Abend dort weiterzuspinnen.

Irgendwann wurde mir klar, dass es die Beziehungen zwischen den Akteuren waren, die mich am meisten faszinierten. Ihre unterschiedliche Art, mit Problemen oder Freude umzugehen. So war es nur folgerichtig, dass ich mich für die Seelsorge alter Menschen und später ihre Pflege interessierte. Nicht das Helfersein stand dabei im Vordergrund, sondern sie fast unbemerkt zu unterstützen und dabei zu erfahren, was sie bewegt hatte während ihres langen Lebens.

Und dann wurde ich doch noch Lehrerin in der Altenpflege, indem ich zeigte, was ich liebte und was mir wichtig war. Schöner kann eine Berufswahl in meinen Augen nicht vonstatten gehen, auch wenn es einige Zeit, Anstöße und Unterstützung brauchte, bis ich dort war, wo ich mich am richtigen Platz fühlte. So kann ich den oben genannten Satz nur vollkommen unterstreichen.

Auch meinen Glauben lebte ich dort und konnte ihn hoffentlich spürbar machen für die Auszubildenden. Denn noch eines ist in diesem Zusammenhang für mich wichtig: Man kann nicht Lehrer sein, ohne die Personen zu lieben, die man lehrt. In dem man erkennt, dass sie genau wie ich vor allem eigenen Verdienst geliebt wurden und dass es gilt, ihre Gaben und Fähigkeiten ans Licht zu befördern. Zu ihrem eigenen Nutzen und ihrer Freude, wie zu dem der ihnen anbefohlenen Menschen.

In unserem Fachseminar tauchte einmal ein Reporter auf, der mit Kolleginnen und Auszubildenden Interviews führte. Die Überschrift über den von ihm geschriebenen Artikel lautete später: „Hier wird Herzensbildung gelehrt“.

14. Dezember

„Könnte es sein, dass die These, Religion sei nicht gefragt nach den Zeiten der großen Brüche, eine Schutzbehauptung von uns Erwachsenen ist, die uns erlaubt, in der eigenen bequemen Undeutlichkeit zu verharren?“ (Steffensky, S. 178)

Ja, ich vermute, so kann es sein. Viele Menschen, die miserable Erfahrung mit Kirche in irgendeiner Form erlitten haben, äußern gern ihre vollkommene Abkehr von jeglicher Religion. Und doch wird oft deutlich hinter den existentiellen Fragen, die im Gespräch auftauchen, dass sie nach Antworten suchen, vor denen wir uns manchmal drücken möchten.

Gerade hat im Rahmen einer Debatte um die Radikalisierung Jugendlicher in Frankreich eine Diskussion begonnen über die strikte Umsetzung des Laizitätsgesetzes. Das bedeutet, nach Ansicht der Politiker haben sowohl die religiösen Attribute als auch Gespräche über Religion oder gar irgendwelcher Religionsunterricht nichts in den Schulen zu suchen. Die Trennung von Kirche und Staat sei absolut und müsse kontrolliert werden.

Damit scheint man verhindern zu wollen, dass muslimische Jugendliche in radikale Kreise abgleiten. Nun aber erheben sich immer deutlicher Gegenstimmen, die zu Bedenken geben, dass das Verschweigen von religiösen Überzeugungen eher eine Radikalisierung beschleunige. Denn abgesehen von der Schwierigkeit der Durchführung solcher Maßnahmen in den Schulen, könnte ein interreligiöses Gespräch eher zur Toleranz führen, als ein Verbot.

Denn spätestens gläubige Muslime zeigen uns, dass Religion durchaus gefragt ist und wir unseren Kindern und Jugendlichen einen Bärenienst erweisen, wenn wir sie nicht über die Gründe unserer Hoffnung aufklären. Aber tatsächlich scheint es oft bequemer, undeutlich zu bleiben in der Mitteilung des eigenen Glaubens.

Mehr noch: Undeutlichkeit in unseren Überzeugungen macht auch junge Menschen anfällig für die sachten Annäherungsversuche rechter und antidemokratischer Politiker. Wollen sie denn nicht stolz sein auf eine Anschauung, der sie folgen können und die ihnen innere Erfüllung verspricht? Wenn es die Gläubigen der Kirchen nicht mehr schaffen, sie zu begeistern, weil sie sich – weil wir uns – genieren, zu einer überholten Geistesrichtung zu gehören.

Vieles ist an die Stelle des Glaubens getreten, weil wir den Schnabel nicht mehr aufkriegen. Genauso wenig, wie wir den aufkommenden Faschismus beim Namen nennen, mögen wir von unserem Gott der Liebe reden.

15. Dezember

„Je deutlicher wir als Eltern, Lehrer und Pfarrer sind, umso mehr Urteil gewinnen sie (die Jugendlichen, die Verfasserin) und umso gefährlicher werden ihre anderen Wege. Sie wachsen an dem Widerstand, den wir ihnen bieten. Sie erkennen sich an unserer eigenen Andersheit.“ (Steffensky, S. 178)

Das Gespräch ist es, das der Autor hier im Umgang mit den nachfolgenden Generationen für besonders wichtig hält. Viele ältere Menschen klagen darüber, dass sie zu nichts mehr nütze seien, nicht mehr gebraucht würden. Das ist keineswegs der Fall. Denn mir scheint, mehr denn je benötigen junge Menschen die Zeugnisse unseres Lebens. Ihnen begegnen zunehmend falsche und irreführende Aussagen über Vergangenheit und die Macht der Worte und Überzeugungen.

Reden müssen wir also von dem, was uns begegnete, wie wir selbst uns mit unseren Eltern auseinandersetzten, wie wir mit Handlungen unseren Überzeugungen Ausdruck verliehen. Wir werden bei der Beurteilung durch Jüngere nicht besonders gut wegkommen, so viel dürfte klar sein aus den Trümmern und den Spuren der Zerstörung, die wir hinterlassen. Und wenig nur können wir uns damit herausreden, dass wir vieles nicht wussten. Denn die Wissenschaftler beklagen seit Jahrzehnten unseren Umgang mit der Natur.

Doch es hilft nichts, wir haben Stellung zu beziehen in unserem Glauben und unserer Zuversicht. Auch wenn dies ein skeptisches Lächeln der Nachgeborenen hervorruft. So wie wir uns an unseren Eltern abarbeiteten, müssen dies die Jungen an uns tun. An unserem Unverstand können sie wachsen, ihre Wege gehen und ihre Prioritäten bestimmen. Das wiederum kann für uns Ältere manchmal schwer verdaulich sein, doch auch das haben wir auszuhalten, wie unsere Vorfahren es tun mussten. Sicher oft nicht kommentarlos, wie einige von uns sich erinnern werden.

Gesicht zeigen heißt nichts anderes, als Haltung an den Tag legen. Dies können die jungen Menschen mit Fug und Recht von uns verlangen. Und wir werden darin umso glaubwürdiger, je mehr unser Leben die Haltung bestätigt. Das ist auch im Alter nicht immer leicht, aber notwendig. Frieden mit sich und der Umwelt zu machen bedeutet für mich nicht, ins Lager der Harmoniesüchtigen abzudriften, damit man ungestört im Fernsehsessel vor sich hinvegetieren kann.

16. Dezember

„Wenn ich etwas heidnisch in uns nenne, dann den Wunsch, sich selber zu besorgen, sein eigener Herr und Lehrmeister zu sein. Es ist schwer, sich trösten zu lassen.“ (Steffensky, S. 179)

Diesem Satz kann ich nur von Herzen zustimmen. Gerade in der letzten Zeit liest man immer wieder von Menschen beiderlei Geschlechtes zwischen dreißig und fünfzig Jahren, die nichts anderes im Kopf haben, als sich durch Schönheitsoperationen optisch verbessern zu lassen. Das treibt noch den Fitnesswahn auf die Spitze: nicht nur muss ich so gesund und körperlich leistungsfähig sein wie eben möglich, nein, ich möchte auch noch so aussehen, wie ich mich selbst erschaffen kann.

Erklärt werden solche menschlichen Phänomene gern damit, dass der Konkurrenzkampf im Berufs- und Privatleben so unerbittlich geworden ist wie selten zuvor. Und dass die digitalen Medien Vorstellungen von Schönheit und Erfolg ideal miteinander verknüpfen. Doch mir scheint genau das dahinterzustecken, was Steffensky hier als ‚heidnisch‘ bezeichnet.

Wobei es ihm ja noch mehr um die inneren Prozesse, also das Lernen und die Autonomie einer Person zu gehen scheint. Mehr als einmal schrieb ich darüber, dass es gerade uns Älteren schwerfällt, nicht auf unserer Selbstbestimmung bis zum Schluss zu bestehen. Dies ist meiner Ansicht nach der schwerste Lernprozess im Leben, dass wir eben nicht unsere eigenen Herren sind. Dass es sich um eine Illusion handelt, wenn wir denken, wir müssten bis ans Ende unserer Tage den Kopf oben behalten und die Herrschaft Gottes über uns verleugnen.

Ja, es ist schwer, sich trösten zu lassen, aber man kann es lernen. Nur der Unwillen, sich dies gerade im Alter anzueignen, ist als heidnisch zu bezeichnen. So sind wir älteren in unserem Starrsinn und dem Beharren auf Autonomie genauso Heiden wie jene Jüngeren, die sich nach dem eigenen Bilde erschaffen wollen.

Durch meinen Krankenhausaufenthalt kürzlich konnte ich wieder ein kleines Stückchen von diesem Lernprozess erhaschen, den ich mir nun immer wieder vor Augen führe. Nicht umsonst heißt es im Psalm 90: „Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ Offenbar ist diese Art von Klugheit nicht mehr sehr gefragt.

In einer Predigt im Altenheim sagte ich kürzlich, man dürfe im Alter alles vergessen, nur nicht die Dankbarkeit. Das schien einigen der Zuhörerinnen aus dem Herzen zu sprechen.

17. Dezember

„Was hat dies mit dem Segen zu tun? Der Segen ist der Ort höchster Passivität.“ (Steffensky, S. 179)

Sich trösten lassen zu müssen, hat offenbar viel mit Segen zu tun. Denn beides ist ein Akt des Empfangens, nicht des Gebens und der eigenen Aktivität. Können wir das überhaupt noch aushalten? Der Autor führt an dieser Stelle das Beispiel eines älteren Mannes an, der plötzlich auf Hilfe angewiesen ist, sich aber nicht so recht in diese Situation schicken kann. Bis der Pfleger ihn deutlich in seine Schranken weist. Er dürfe jetzt mal nichts tun, alles werde für ihn getan.

So passiv zu sein, liegt nicht in unserem Wesen. Denn von klein auf wurden wir dazu erzogen, selbst zu tun, was eben wir allein durchführen konnten. Darin lag auch unser Stolz und wir sehnten jene Zeit herbei, in der wir wie die Erwachsenen selbstständig und selbstbestimmt unser Leben in die Hand nehmen konnten. Als es dann so weit war, gab es durchaus Augenblicke, in denen wir uns überfordert und ratlos fühlten.

Dann konnten wir es als einen Segen empfinden, gute Freunde und Ratgeber zu haben, vielleicht auch eine Familie, die unverbrüchlich zu uns hielt. Trost und Rat anzunehmen war sicher nicht immer leicht, aber sie konnten uns auf einen Weg setzen, auf dem wir gehen und fortkommen konnten.

Der Segen, den Christus erteilt, bedeutet nichts anderes. Doch holt er uns zunächst heraus aus dem täglichen Hamsterrad, in das wir uns selbst eingespannt haben. Hier ist der Ort des Empfangens, der Ort der Stille und des Begreifens. Des Greifens nach einem Zuspruch, einem Trost, den wir selbst uns nicht geben können, den wir uns auch mit den besten Durchhalteparolen nicht verschaffen können.

Manchmal merken wir es doch selbst, wenn wir am Bett kranker Freunde stehen, dass unsere Worte schwach sind, selbst in unseren eigenen Ohren nach Ohnmacht klingen. Es fällt uns nichts ein als die Aufforderung, den Kopf oben oder die Ohren steif zu halten, kaum etwas, was als wirklicher Trost verstanden werden kann.

Wäre es nicht schön, wenn wir, da wir selbst Empfangende des Segens sind, diesen auch weitergeben könnten? Wenn wir den Mut hätten, einen Segen auszusprechen über Menschen, die wir schätzen und lieben? Wie heißt es bei Charles Dickens in ‚Ein Weihnachtslied in Prosa‘ am Ende? „Und so möge denn, wie Tiny Tim bemerkte, Gott uns segnen samt und sonders!“

18. Dezember

„Die Schönheit, die Kraft, die Lebensstärke und die Ganzheit garantieren wir uns nicht selbst...Es leuchtet ein anderes Antlitz über uns als das eigene.“ (Steffensky, S. 179)

Was für ein Glück, dass wir uns nichts selbst garantieren müssen! Ja, es nicht einmal können. Wir werden daran erinnert durch Menschen, die dazu gar nicht imstande wären, solche wie meine Großnichte Ida, deren Geburtstag wir an diesem Tag feiern. Sie brauchen wir, sie lieben wir, weil sie so sind, wie sie sind, lachen und weinen, manchmal unbegreiflich scheinen, deren Lebensstärke wenig aus ihnen selbst, sondern von ihrem und unserem Schöpfer kommt.

Schönheit, Freude und Liebe strahlen aus ihrem Inneren auf uns, denn sie leben ganz und gar im Vertrauen. Ihre Ganzheit entsteht nicht aus der Fähigkeit, das eigene Leben zu gestalten, sondern aus dem Antlitz, das über ihnen leuchtet. Sie werden mehr oder weniger immer Hilfe benötigen, Passivität ist ihnen nicht fremd und unheimlich wie uns angeblich autonomen Personen.

Und doch erfüllt sie eine Liebe und ein geheimnisvolles inneres Leben, das wir vielleicht niemals werden ergründen können. Dazu braucht man sich nur anzuhören, welche Geschichten sich Ida abends im Bett selbst erzählt. Verstehen wird man sie vielleicht kaum, doch scheinen sie voller Freude und Vergnügen.

Viel können wir lernen von Menschen, die sich nicht auf sich selbst verlassen. Wir alle benötigen Hilfe in den unterschiedlichen Situationen unseres Lebens. Und gegen Ende desselben ganz besonders. Dieses krampfhaftes Nichtwahrhabenwollen einer solchen Realität macht unzufrieden und unduldsam gegen andere. Damit entfernt es uns schließlich auch von jenen Menschen, die wir schätzen und lieben, weil sie sich zurückgestoßen und abgewiesen fühlen.

In der Altenpflege sind solche Erscheinungen nur zu oft zu beobachten. Die Besuche der Angehörigen und Freunde in den Heimen bei unzufriedenen alten Menschen werden kürzer und kürzer, der Umgang der Pflegerinnen und Pfleger mit ihnen immer geschäftsmäßiger und knapper. Schade, denn das muss so nicht sein.

Wenn Personen dankbar ihre Abhängigkeit zu akzeptieren in der Lage sind, erleben sie, wie entspannt es sein kann, mit bekannten wie unbekannten Menschen in einen guten Austausch zu geraten. Das wünsche ich mir jedenfalls.

19. Dezember

„Welche Erwachsenenheit, wieviel Aggressionslosigkeit und wieviel Mut gehören dazu, nicht auf sich selbst zu bestehen und auf alle Panzer des Selbstschutzes zu verzichten. Sich der Güte des fremden Blicks zu verdanken, sich segnen zu lassen ist eine hohe Kunst.“ (Steffensky, S. 179)

Es sieht so aus, als läge in der Tat ein sehr großer Lernprozess für uns alle im Alter, aber nicht nur dort, vor uns. Erwachsenenheit, Aggressionslosigkeit und Mut nennt der Autor als jene Eigenschaften, die uns befähigen könnten, auf unseren bekannten und beliebten Selbstschutz zu verzichten. Das scheinen mit allerdings ein paar harte Brocken zu sein.

Über Mut lasse ich ja noch mit mir reden, den glaube ich – wie viele andere – durchaus zu besitzen. Wenn das heißt, gängigen Ansichten zu widersprechen, bin ich dabei. Auch öffentlich unliebsame Ansichten kund zu tun, habe ich schon hingekriegt. Nicht immer, wohl bemerkt, doch auch nicht selten.

Mit der Aggressionslosigkeit allerdings ist es bei mir noch nicht sehr weit her, so viel kann ich zugeben. Als Ausrede muss da meine Ungeduld oft herhalten. Denn ich stelle bei mir fest, dass ich mit den Jahren nicht geduldiger geworden bin, wie ich es erhofft hatte. Allerdings kann ich gut darauf warten, dass mir jemand helfen will.

Das konnte ich im Krankenhaus erproben. Denn da ich selbst in der Pflege gearbeitet habe, kann ich es überhaupt nicht ausstehen, wenn jemand sich über das Pflegepersonal aufregt und meckert. Ich kenne ja die oft schwierigen Verhältnisse, die problematische Organisation, die Animositäten zwischen Kolleginnen, die lästigen Hierarchien.

Und was bitte ist Erwachsenenheit? Sind nicht gerade wir Erwachsene es, die auf sich selbst bestehen und auf ihren Rechten? Wie viele kleinliche Verfahren haben angeblich erwachsene Personen angestrengt, um nur ja nicht auf ihre tatsächlichen oder eingebildeten Rechte verzichten zu müssen? Denken wir nur einmal an die Pandemie, in der alle unter Einschränkungen leiden mussten, wie viele von uns Älteren haben sich gegen notwendige Maßnahmen aufgelehnt, besonders dann, wenn sie die eigenen Rechte einschränkten.

Können wir das, uns der Güte fremder Blicke verdanken? Auch wenn es die gleichaltriger oder jüngerer Menschen sind? Mir scheint es wirklich eine hohe Kunst, uns segnen zu lassen von anderen. Reagieren wir doch oft schon auf Nachfragen unseres Befindens mit Bagatellisierungen. Ich jedenfalls habe da noch viel zu lernen.

20. Dezember

„Der Segen ist die tiefste Stelle der Passivität. Man will nichts als kommen lassen, was kommen will. Man will nichts erjagen, erzwingen, erfassen. Man ist frei von jeder Beabsichtigung.“ (Steffensky, S. 182)

Noch einmal geht es um die Frage, was der Segen eigentlich bedeutet für jenen, der ihn empfängt. Hier ist besonders der Wille in den Blick genommen, mit dem der Empfänger ausgestattet sein muss. Das ist ein wirklich schwieriger Punkt, wie ich finde.

Dass ein Segen denjenigen zum Stillhalten veranlasst, dem er zugesprochen wird, kann uns ja noch verständlich sein. Denn er selbst kann nichts beitragen außer gleichsam geöffneten Händen. Darum werden auch manche Gebetspositionen mit nach oben gerichteten Händen dargestellt. So viel leuchtet unmittelbar ein.

Kann jedoch der Empfangende tatsächlich frei sein von jeder Beabsichtigung? Ist sein Wille tatsächlich vollkommen ausgeschaltet, dieser Wille, der auf Durchsetzung und Erfassung abzielt? Ohne ihn können wir uns unser Denken und Fühlen doch kaum vorstellen. Ich halte die obige Aussage Steffenskys für außerordentlich anspruchsvoll.

Wenn ich an alttestamentliche Geschichten der Segenserteilung denke, so sind die dortigen Empfänger oft keinesfalls frei von jeder Absicht. So erschleicht sich Jakob mithilfe und auf Anraten seiner Mutter den Segen seines Vaters durchaus mit dem Hintergedanken, von dieser Handlung zu profitieren. Denn jener Segen wurde ja erteilt mit einem Hinweis auf Gottes Güte und seiner praktischen Zuwendung, die dem Gesegneten Wohlhabenheit und Ansehen versprach. Den Segen zu erhalten oder nicht zu erhalten, so zeigt gerade Gen. 27 deutlich, war keine Kleinigkeit, sondern eine Angelegenheit mit großer Wirkung.

Wenn wir nun um den Segen Gottes bitten, sind wir dann frei von jeder Absicht, ist unser Wille fern, sind Hoffnung und Wünsche aus unserem Denken verschwunden? Oder haben wir wie Jakob in unserem Hinterkopf doch noch einige Erwartungen an Gottes Güte? Wollen wir wirklich kommen lassen, was kommen will, ganz gleich, was es sei?

Früher hat man uns Christen oft vorgeworfen, wir seien fatalistisch in unserem Glauben. Der Anspruch, alles geduldig hinzunehmen, was immer der Segen für uns bereithält, scheint mir das Empfangen besonders schwierig und problematisch zu machen.

21. Dezember

„Der Segen ist die dichteste und dramatischste Stelle des Glaubens. Dort nämlich wird inszeniert, was Gnade ist: nicht erringen müssen, wovon man wirklich lebt, sich nicht bannen lassen durch die eigenen Zweifel und durch die Zersplitterung des eigenen Lebens.“ (Steffensky, S. 180)

Durch diese Sätze kann ich das zuvor Geschriebene besser verstehen. Hier wird mir deutlich, dass mit dem Zuspruch des Segens ein Akt der Gnade offenbar wird. Ich werde gesegnet, ohne dafür vorher etwas Bestimmtes tun zu müssen, ohne zu versuchen oder auch nur zu versprechen, ich werde mein Leben von nun an in den richtigen Bahnen führen.

Und damit wird mir auch klar, worin der Unterschied besteht zwischen meinem Willen und der Hoffnung, mit der ich vielleicht den Empfang des Segens verbinde. Mit meinem Willen möchte ich etwas erzwingen, ich kann mir selbst eine Disziplin auferlegen, mich kasteien, mich erschöpfenden Ritualen unterwerfen, weil ich mir davon eine positive Reaktion verspreche. So hörte ich heute im Radio, es gebe Menschen, die hunderte Pillen am Tag schlucken und unter einem Sauerstoffzelt schliefen, nur damit sie ihre Lebenszeit um etliche Jahre verlängern.

Meine Hoffnung dagegen richtet sich auf andere Gegebenheiten, solche die mein Inneres, meine Substanz ausmachen. Nicht erringen müssen hieße dann, meinen Zorn und meinen Schmerz loslassen können, aber auch meine Angst vor der Gewissheit, dass mein Leben endlich ist. Nicht auf das starren, was ich mit Sicherheit falsch gemacht habe, nicht die Umwege bedauern und beklagen, die ich genommen habe.

Sondern mir wiederum zusagen lassen, dass es nicht mein Verdienst und meine guten Taten sind, auf die es ankommt, sondern einzig und allein darauf, dass Gott mir seine Liebe und seine Vergebung erneut zusagt. Nicht nur für heute oder rückwirkend, sondern für jeden Schritt, den ich in der kommenden Zeit tun werde.

Das scheint mir allerdings eine dramatische Stelle des Glaubens zu sein, die wir uns nicht immer so bewusst machen, wie sie es verdient hätte. Hielt ich bisher die Erteilung eines Segens im Gottesdienst für nicht viel mehr als ein Ritual, das eben vor langer Zeit in die Liturgie aufgenommen wurde, so denke ich nun anders darüber. Und hoffe, jene Dichte, von der Steffensky hier schreibt, besser empfinden zu können als bisher.

22. Dezember

„Der Gesegnete muss nicht nur er selber sein. Er stürzt in den Abgrund des Schoßes Gottes.“ (Steffensky, S.180)

Davon reden wir ja gelegentlich gern. „Wir können nicht tiefer fallen als in Gottes Hände“, mit diesem Spruch beruhigen wir uns manchmal selbst und vielleicht sogar andere. Aber mit dem Fallen ist das so eine Sache: Wir mögen es nicht erleben oder erleiden. Denn es bedeutet gleichzeitig, die Kontrolle über sich selbst und seine Schritte zu verlieren.

Unsere Mutter stürzte in hohem Alter manchmal auf der eigenen Treppe, wenn sie mit vollen Einkaufstaschen ihr Haus betrat. Oder es geschah an anderen Orten, eine Unebenheit, ein unbedachter Schritt konnte bereits einen Sturz verursachen. Meist trug sie nicht mehr als eine Schramme davon, gelegentlich musste eine Platzwunde genäht werden. Aber wir, ihre Töchter, durften davon nichts erfahren. Sie begründete das mit der Annahme, wir würden sie wegen ihrer Unachtsamkeit schelten.

Dieser Erklärung traute ich nicht. Meiner Ansicht nach war es viel mehr die Befürchtung, in den Augen anderer die Kontrolle über das eigene Leben zu verlieren. Nicht mehr allein in ihrem Alltag klarzukommen, war für sie die schlimmste Horrorvorstellung, die sich ihre Fantasie ausmalen konnte. Dasselbe dürfte für viele ältere Menschen gelten, denn wir sind nicht sehr gut darin, uns aus der Hand zu geben und uns anderen anzuvertrauen.

Deshalb beharren wir bis zum Ende darauf, nur wir selbst zu sein. Unsere Mutter hätte ihre Befürchtungen getrost beiseite packen können, denn bis zum Schluss hat keins von uns Kindern je daran gedacht, sie ihr Leben nicht so führen lassen zu wollen, wie sie es wünschte. So starb sie zufrieden in ihrem eigenen Heim.

Diese Aussage des Autors berührt mich daher besonders: Wir müssen nicht nur wir selber sein. Dazu kann uns der Segen bringen. Er sagt uns gleichsam: „Spring doch, denn was auf dich wartet ist Liebe und Glück. Ich stürze dich, wenn du dich nicht traust und du wirst dich freuen.“ Ein wirkliches Aufgehobensein in der Geborgenheit, wie wir es bei allem Bemühen sonst nicht erreichen können, wartet auf uns. So gibt der Segen uns einen Vorgesmack auf das Leben, das uns erwartet.

Ich spüre dies in den Worten des Liedes: „Da ist ein Sehnen tief in mir nach Liebe wie nur du sie gibst.“ Die Melodie ist ein richtiger Ohrwurm, man bekommt sie kaum aus dem Kopf. Und das soll vielleicht so sein.

23. Dezember

„Im Segen nennen wir Gott. Wer Gott nennt, braucht nicht selber Gott zu sein. Wer an den Grund des Lebens glaubt, braucht den Grund des Lebens nicht zu fabrizieren.“ (Steffensky S. 180)

Was für ein Glück und eine Erleichterung! So ist auch jener Mensch, der den Segen ausspricht, in die Menge der Empfänger eingebunden. Er ist nicht im eigentlichen Sinne der Gebende, weil er die Formel über andere nennt. Sondern er ist der Weiter - Gebende, der sich durch seine Worte in eine Reihe mit den Gegenüberstehenden stellt. Er nennt Gott, weil er den Auftrag hat, etwas fühlen zu lassen von jenem unfassbaren Sturz in die Liebe.

Diese Form des Weitergebens ist nicht an eine bestimmte Funktion oder Berufsgruppe gebunden. Wir alle sind sowohl die Empfänger als auch die Austeiler des Segens. Oder könnten wir sein, wenn wir es wagen, von dieser Zusage zu sprechen. Nach den Worten Steffenskys war es in seiner Jugend durchaus üblich in frommen katholischen Haushalten, dass Eltern einen Segen an ihre Kinder weitergaben. Nicht als großen Auftritt, als besonderes Ereignis, sondern genauso selbstverständlich, wie sie ihnen Brot oder Hilfe zukommen ließen.

Er hat schon recht damit, dass Protestanten sich mit derartigen Äußerungen eher schwertun. Vor allem dann, wenn sie in ihrer Jugend mit strengfrommen Menschen in Berührung kamen wie unsere Mutter. Sie berichtete mit einem gewissen Schaudern davon, dass sie noch als Erwachsene und Mutter bei einer hochbetagten Tante ‚aufs Bänksken‘, also auf einer Fußbank sitzen musste, um ihre Sünden zu beichten. Denn so etwas wie eine fast anonyme Beichte gibt es ja bei Protestanten nicht. Ob sie losgesprochen wurde, ist nicht überliefert, doch einen Segen erhielt sie nicht.

Denn wer in der Segenserteilung Gott nennt, muss nicht Gott sein. Aber es scheint, dass viele sich lieber Gott ähnlich sehen, als ihn zu nennen. Und den Grund unseres Lebens möchten wir schon gern selbst bestimmen, ohne unsere Abhängigkeit von Gott zu bestätigen.

In frühen Zeiten meiner Lehrtätigkeit fragte ich einen jungen Mann, warum er Altenpfleger werden wolle. Er antwortete, er möchte den alten Menschen den Sinn ihres Lebens zeigen. Ich erwiderte, wenn er den eigenen fände, sei das schon viel. Jetzt kommt mir der Gedanke, dass ich ihm vielleicht unrecht tat. Mag sein, er wollte weitergeben, was er selbst gefunden hatte, nämlich das Vertrauen auf jenen, der uns den Segen geschenkt hat.

24. Dezember

„In Christus hegen wir Gott, der sich in ein Kind verummmt hat: Und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ (Steffensky, S. 173)

Kinder sind damit nicht nur eine schöne oder auch anstrengende Zugabe unseres Lebens oder die Garanten unserer Renten, sondern weit mehr als das. Sie sind Zeichen der Liebe Gottes an uns. Ein Zeichen, das wir nicht immer gleich verstehen. Sie sind schutzbedürftig, müssen genährt und geliebt werden, damit sie wachsen können.

So kommt Gottes Liebe selbst zu uns in dem Kind im Stall: unbehaust, wie eine wachsende Anzahl von Menschen in unserem reichen Land. Damit diese Liebe auch in uns wachsen kann, muss sie genährt werden, gepflegt, mit Aufmerksamkeit bedacht. Sehr oft sind wir so abgelenkt von den alltäglichen Pflichten und Events, dass wir ihr kaum noch die gebührende Beachtung schenken können oder wollen. Auch dieser Tag scheint eher zu den familiären Festlichkeiten zu gehören als dazu, sich auf die kindgewordene Liebe Gottes zu besinnen.

Noch eins gefällt mir an Steffenskys Ausführung: Gott hat sich verummmt, verkleidet. Das bedeutet doch wohl, dass er es uns nicht immer leicht machen will damit, seine Absichten zu durchschauen. Ich halte das für einen tröstlichen Satz. Denn wie sehr wir auch versuchen, uns das Weihnachtsfest nach unserer Fasson griffig zu machen, so sehr bleibt es doch ein Geheimnis, warum Gott sich ausgerechnet diesen Weg wählte, um uns nahezukommen.

Denn das scheint sein Anliegen zu sein: in Christus will er uns begleiten durch unser Leben hindurch. Durch die trüben und sorgenvollen Tage ebenso wie durch die hellen und erfreulichen. Wenn wir schon unsere Kinder lieben und nähren, damit sie wachsen, warum nicht auch die Liebe zu ihm? Denn er will uns und unser Leben heil machen im wahrsten Sinne des Wortes.

Fröhliche Weihnachten!